Auf dem Schienenstrang

Etwas für besinnliche Reisende, erzählt von Sophie Freiin Stjerna

Besinnliche Reisende braucht es nicht nur in der guten alten Zeit gegeben zu haben, in der die Postkutsche beschaulich ihre Insassen umeinander schaukelte; man kann auch heute im Kraftwagen, im Zuge, sogar im „Fliegenden Hamburger" mit seinen 150 Kilometern Stundengeschwindigkeit besinnlich reisen, wenn man eben — so nebenbei — Sinn für Nebensächlichkeiten hat.

Ist nicht allein schon das graue Netz der Eisenschienen von 125 000 Kilometern mit seinen verschlungenen, über die ganze Welt führenden Wegen, seinen wenigstens in Deutschland so musterhaft pünktlich darüber rollenden Bahnen einmal des Nachsinnens wert? Das halbe Tausendstel einer Lokomotive, und wir haben 25 000 davon, ist dein Eigentum, dein Anteil, du deutscher, besinnlicher Reisender, und wenn du rechnen kannst, kommen noch einige Meter Gleis, etwas Draht, Schrauben und ein paar Schwellen dazu. 100 000 Signale sorgen für deine Sicherheit, und 700 000 Köpfe denken, wachen, 1 400 000 Hände arbeiten täglich, stündlich, ja minütlich so nebenbei nur für dich. Du aber rollst unbekümmert, unbeschwert, — wenn es dir gelang, dein eigenes Ich vom Alltag frei zu machen — durch die Welt. Jede Fahrt kann dich ins Blaue führen, aber auch zweimal täglich bis zum Monde hin und zurück oder vierundvierzigmal um den Erdkreis. das ist die riesenhafte Leistung unserer Reichsbahn.

Dir wird bei diesen besinnlichen Zahlen dunkel vor den Augen? Vielleicht durchfuhrest du soeben auch nur einen der 599 deutschen Tunnel, vielleicht gar den längsten von 4,2 Kilometern im schönen Moseltal? Oder kam die Schwärze vom Kohlenstaub? 600 000 Zentner Kohle — im Jahr vielleicht für 200 Millionen Mark — fressen wohl diese eisernen sauchenden Ungetüme, die besonders bei Nacht so eilig daherrollenden Schlangen, denen man als besinnlicher Fußreisender ebenso sehnsüchtig nachschaut, wie der in seinem Bett aus dem Schlaf Gescheuchte ihrem Donnern begehrend lauscht.

Die weiblichen besinnlichen Reisenden haben wohl schon manchmal bei „Schwankungen" in ihrem Reiseleben die Tischwäsche, das Porzellan bedauert oder je nach ihrer Einstellung das Personal bewundert, — beides ist richtig. 13½ Tausend Mundtücher und 2500 Tischtücher gehören zum täglichen Wäscheverbrauch. Sie schwinden aber nicht sofort aus dem Dasein wie die 1000 Teller, 2000 Gläser und 3000 Tassen, die täglich den Schwankungen zum Opfer fallen. Dreimal im Jahr gibt es Neubestellungen. Alles ist Dienst am Kunden.

In der Hoffnung, daß die Eile der heutigen Zeit den Sinn des Reisenden für den Geist des Nebensächlichen nicht getrübt hat, wünsche ich der jährlichen Milliarde Fahrkarten mit ihrem Gesamtgewicht von 22 000 Zentnern nur Inhaber mit Zeit und Verständnis für die kleinen Annehmlichkeiten des heutigen Reiseverkehrs.

Der Trinkruf.

Der Wein duldet keine Spötter. — Wie Otto der Große ein Preislied begann. — Der Minnetrank ehrt den Heiligen.

Von Hartwig L. Coßmann.

Wieder ist die hocherfreuliche Zeit gekommen, da aus den Rebengärten am Rhein und anderswo der fröhliche Sang der erntenden Winzer schallt. Und nicht lange wird es dauern, dann tobt in den Bechern und Hirnen der Zecher der ungebärdige Most. Mit geziemender Ehrfurcht läßt der Kenner das edle Naß die Kehle hinabrinnen. Selten aber, so gut wie unbekannt ist die feierliche Form geworden, in der unsere Vorfahren den Rebensaft genossen.

Wenn bei den alten Germanen der Krug die Runde machte, so pflegte jeder der Zecher seinen Nachbarn zu grüßen und ihm dann das Trinkgefäß zu reichen. Rief der eine dem anderen zu: „Ich trinke Dir zu!", so durfte niemand es wagen, nicht Bescheid zu tun. Leider führte die schöne Sitte nicht selten zu Streitigkeiten, so daß Karl der Große seinen Kriegern das Zuprosten bei Tische schließlich verbieten mußte.

Von Otto dem Großen wissen wir, daß er ein Liebesmahl zu Ehren des heiligen Emmeran mit den Worten begann: „Wessen Wein ich trink', dessen Lied ich sing'." Wahrscheinlich hat der Kaiser dann eines der Preislieder angestimmt, die uns aus jener Zeit überliefert sind. Das Liebesmahl endete mit dem Rufe: „Heil Emmeran!" Einer der anwesenden Ritter wagte es, über diesen Brauch zu spotten. Dafür wurde er mit einem Schlage bestraft. Die Minnetränke zu Ehren der Heiligen sind in der damaligen Zeit recht häufig gewesen. Es waren das Festlichkeiten, die dem Gedächtnis der Gefeierten galten. Mit der uns heute geläufigen Bedeutung als irdischer Liebe hat jene Minne also nichts zu tun. Der Trinkruf lautete dann: „Trink die Liebe, die Minne des heiligen Johannes!" Eine Weile versuchte die Kirche die Gewohnheit einzuschränken, da sich auf diese Weise allzu Weltliches einschlich. Aber die Sitte hat sich doch Jahrhunderte lang gehalten.

Der eigenartige Minnetrank war um die Zeit aufgekommen, als die zum Christentum bekehrten Germanen zu Ehren der Heiligen die Becher zu leeren pflegten. Uns Heutigen erscheint diese Sitte nahezu lästerlich. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß sie auf ehrwürdige Gebräuche der Alten zurückgeht, die eben alle den Genuß des Weines mit feierlichen Handlungen einleiteten. Wie alte griechische Schriftsteller berichten, füllte der Herr des Hauses die Trinkschale mit Wein und vergoß zunächst einige Tropfen zu Ehren der Gottheiten, die er anrief. Dann setzte der Gastgeber das Gefäß an den Mund, kostete und trank auf die Gesundheit seines Freundes oder Gastes. Der dankte, nahm die Schale, trank und reichte sie an seinen Nachbarn weiter. Diese Sitten nahmen auch die Römer an. Wenn jemand vom Tische aufstand, ohne daß ihm einer der Anwesenden zugetrunken hätte, so galt dies als ein besonderer Schimpf Andererseits hatte nicht jeder das Recht, dem weiblichen Tischgenossen zuzutrinken. Das durften nur die Verwandten und Freunde sowie der Wirt tun.

Von den Engländern berichtet ein normannischer Dichter daß sie im Jahre 1066 vor der Schlacht bei Hastings die ganze Nacht geschmaust und gezecht hätten unter den Rufen „Heil!" und „Zur Gesundheit!" oder „Laß die Becher kommen und trinke Heil, trinke mir nach und mir zu, trinke voll trinke halb, ich trinke Dir zu!" Der Name der Wassel-Bowle weist darauf hin, daß man einander mit dem Trinkspruch „Wass Heil!" zutrank.

Meister der Setzkunst.

Das Jubiläum der Setzmaschine, die der Deutsche Mergenthaler erfand, gibt Veranlassung zu dem Hinweis auf eine Stätte deutschen Schaffens, in der die Setzkunst zu ihrer unstreitig höchsten Blüte gelangt ist. Auch hier ist es ein deutsches Haus, das sich rühmen kann, Gutenbergs Grundgedanken, den Schriftsatz aus immer wieder zu verwendenden Einzelbuchstaben zusammenzustellen, bis zu Ende durchdacht und folgerichtig ausgebaut zu haben. Diese bewunderungswürdigste Druckerei der Welt arbeitet seit dreihundert Jahren und konnte deutsche Wertarbeit dadurch überall in der Welt zu Ehren bringen, daß sie sich in ungeheuerer Aufbauarbeit fast allen Sprachen der Welt widmete. Die Druckerei setzt und druckt arabisch, armenisch, äthiopisch, bengalisch, chinesisch, griechisch, hebräisch, in Hieroglyphen, in Keilschrift, japanisch, koptisch, libysch, malaisch, in Pelewi, in Palavik, persisch, in Runen, russisch, in Sanskrit, siamesisch, syrisch, tamulisch, tatarisch, tibetisch und türkisch. Allein die chinesische Setzerei verfügt über je 12 000 verschiedene chinesische Schriftzeichen in vier verschiedenen Größen. Bei dieser Fülle von Buchstabenbildern, die von den deutschen Setzern lediglich auf Grund einer zu unglaublicher Feinheit entwickelten, gedächtnismäßigen Unterscheidungstechnik auseinandergehalten werden, mußten begreiflicherweise ganz neuartige Arbeitsweisen entwickelt werden. Diese Kunsthandwerker der chinesischen Setzerei stehen jeder in einem kleinen Rundbau von Setzkästen, wie in einer Kanzel, die aus lauter Schubfächern besteht. Und die Prospekte des Hauses, in denen allein 17 000 verschiedene Akzente zur Phonetisierung exotischer Dialekte zur Verfügung gestellt werden, muten wie rein wissenschaftliche Arbeiten an.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 87 | **7. November 1934** | **8. Jahrgang**

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(14. Fortsetzung)

„Die Liebe zu Ihrer Tochter hat mich zu einer Handlung hingerissen, Förster, die vielleicht tadelnswert ist," sagte er mit scharfer Stimme. „Tadelnswerter ist aber sicherlich die Handlung jenes, der Briefe unterschlug, um seinem Freunde eine Frau und seiner Tochter eine gesicherte Zukunft zu verschaffen. Oder glauben Sie das nicht, Förster?"

„Hinaus!!"

„Ich bin kein Bube und auch kein Lump! Darüber sprechen wir uns noch! Das merken Sie sich! Ich achte Ihr Alter, sonst —"

Rasch ging er hinaus in den tollwirbelnden Schnee.

*

Der Förster schritt, noch immer vor Erregung bebend, in der Wohnstube auf und ab, die Hände auf dem Rücken haltend. Hilde saß gebückt auf einem Stuhl und schluchzte.

„Den Kerl scheint man beim Militär total verrückt gemacht zu haben. Früher war er doch ein anständiger Junge. Und heute? Noch nicht genug, daß er zu saufen beginnt und total verlottert — er stellt auch noch den Weibsleuten nach. Was er sonst treibt, ist mir egal — was er mit des Magisters Tochter macht, ist mir gleigültig und geht mich nichts an. Aber von meinem Kinde soll er die Hände lassen, sonst holt ihn der Teufel! Hat mich der Bube oben im Walde gesehen und nun geglaubt, das Feld hier sei frei! Auch noch eingeladen habe ich den Lump! Nicht mehr ins Haus kommt er mir! Kaum zu glauben, daß ein Mensch so wenig Anstand besitzt, daß er die Braut seines Onkels belästigt!"

„Du tust ihm unrecht, Vater, der Heiner ist nicht schlecht!" verteidigte die Hilde.

„Was?" Der Alte hielt zürnend vor seiner Tochter an. „Du willst ihn auch noch in Schutz nehmen? Donnerwetter, das ist aber stark! Natürlich, ihr Frauenzimmer liebt solche Flegeleien! Daß dir der Heiner nicht gleichgültig ist, konnte ich mir denken, als du damals auf dem „Habicht" von dannen liefst, als er mit der Lehrerstochter liebelte. Man kann euch nicht begreifen! Willst wohl lieber mit solch einem Lotterbuben zu tun haben als mit dem vernünftigsten und besten Mann, den es hier in der Gegend gibt? Aber das gibts nicht — — dafür stehe ich! Der Schulze hat mein und dein Wort und nur ihn heiratest du! Die Väter sind dafür da, um die Kinder vor Dummheiten zu bewahren!"

Die Hilde sank in sich zusammen. Sie wußte, daß es nutzlos sein würde, gegen den Vater zu sprechen; er wäre nur noch zorniger geworden. Sie weinte nicht mehr, gebrochen saß sie auf dem Stuhle und blieb stumm.

„Was warf der Kerl mir da vor? Ich hätte Briefe unterschlagen? Solch ein Lümmel! Ich weiß von Briefen nichts! Oder doch? Ich glaube wahrhaftig, es sind hier einige Briefe an dich eingelaufen und ich habe vergessen, sie dir auszuhändigen. Hm, sollten sie wirklich noch in meinem Schreibtisch ruhen? Es ist schon so lange her, ich weiß es nicht mehr genau! Donnerwetter, daß ich auch so vergeßlich bin! Doch unterschlagen habe ich sie nicht, nur meine Vergeßlichkeit trägt die Schuld. Ich glaube, sie sind hier eingelaufen während der Monate, als du z. Besuch bei deiner Tante in Köln weiltest."

Jetzt barg die Hilde ihr Gesicht in den Händen und weinte leise.

„Meinte er diese Briefe, Hilde?"

„Ja, Vater!"

„Potz Blitz, wo mögen sie denn hingekommen sein? Sollten sie wirklich noch in meinem Schreibtisch liegen?"

„Vor zwei Monaten lagen sie noch da!"

„Hast du sie dort gefunden?"

„Ja."

Der alte Förster rieb sich nervös die Hände und verzog das Gesicht. „Potz Donner!" knurrte er.

„Aber was liegt an den Briefen?", fuhr er nach einer Pause wieder mit lauter Stimme fort. „Oder glaubst du, ich habe sie absichtlich zurückbehalten?"

„Nein, Vater!"

„Na — also, Schluß damit! Jedenfalls verlange ich von dir, daß du in Zukunft jede Begegnung mit diesem Grünschnabel zu vermeiden suchst. Was gäbe das für ein Gelächter, wenn du dich jetzt auf einmal mit dem Heiner abgäbest! Der Neffe spannt seinem Onkel die Braut aus! Wahrlich, eine Sensation für die ganze Gegend. Der Schulze würde am meisten belacht und bespöttelt. Ich könnte ihm nicht mehr unter die Augen treten. Du mußt ihm und mir eine solche Blamage ersparen! Der Friedrich, dieser edle Mensch, hat eine solche Enttäuschung nicht verdient. Er ist überzeugt davon, daß du ihn liebst. Und diese Ueberzeugung soll er behalten! Verstehst du mich?"

„Ja!" hauchte die Tochter.

9. Kapitel.

Das Land hatte sein Winterkleid angezogen. Der Schnee lag hoch und es war kalt — sehr kalt. Die Sieg war sogar an den Stellen, wo sie am schnellsten dahinströmte, so fest zugefroren, daß man mit vollbeladenen Eisensteinwagen über

sie hinwegfahren konnte. Die Jugend hatte ihre Freude und tummelte sich auf dem spiegelglatten Eise.

In der schönen und alten Stadt Siegen herrschte trotz der Kälte Hochbetrieb. Es waren nur noch wenige Tage bis Weihnachten — und die vielen Menschen, die dort die Straßer hinauf- und hinteruntergingen, oder dichtgedrängt vor den Schaufenstern der Geschäftshäuser standen, wollten einkaufen — das „Christkind bestellen", wie man sich im Volksmund auszudrücken pflegt.

Vor den Schaufenstern eines Geschäftshauses in der Marburger Straße stand des Schullehrers Tochter und betrachtete die ausgestellten Sachen. Sie hatte sich sehr warm angezogen, aber trotzdem fror sie. Ihr Gesicht war weiß w' der Schnee, der wie flockiger Schaum auf den Fensterbänken lag.

Plötzlich hörte sie sich beim Namen rufen. Als sie sich umwandte, stand hinter ihr die Hilde und lächelte ihr freundlich zu. Sie begrüßten sich herzlich und es entspann sich ein Gespräch.

Sich rege unterhaltend, schritten sie einem nahen Kaffeehaus zu. Grau und trübe hing der winterliche Himmel über den spitzgiebeligen Häusern der Stadt. Wie verweinte Augen schauten die matten Fensterscheiben der Häuser in die engen Straßen, wo der Schnee unter den Füßen der Passanten knirschte.

„Bist du denn auch allein in Siegen?" fragte die Marie, während sie sich im Kaffeehaus an einem Tisch niederließen.

„Nein, der Schulze, mein Bräutigam, ist auch hier. Aber wenn er in die Stadt geht, so wird er stets sehr in Anspruch genommen. Hüttenschulz hier — Hüttenschulz da. Fast alle Geschäftsleute haben mit ihm zu tun. Da habe ich es vorgezogen, ein wenig durch die Straßen zu bummeln, denn ich kann ihm in seinen Geschäften ja doch nicht helfen." Und sie setzte mit einem Anflug von Heiterkeit hinzu: „Mit den Kaufleuten muß er selbst fertig werden!"

Sie tranken Kaffee und aßen Kuchen dazu. Sie plauderten und scherzten über dies und jenes. Nie stockte das Gespräch. Erst als man auch auf Heinrich zu sprechen kam, wurde die Lehrerstochter schweigsam. Traurig und trübe wurden ihre Mienen. Auf den blassen Wangen zeigte sich plötzlich eine krankhafte Röte.

„Ich hörte damals, Marie," sagte Hilde leichthin, „er käme oft zu dir und mache dir den Hof —" Sie rührte nervös mit dem Löffel in ihrem Kaffee. Als sie in das leidvolle Gesicht ihrer Gefährtin blickte, bereute sie, das gesagt zu haben. „Wenn dich meine Worte verletzten, Marie, so bitte ich um Verzeihung. Neugier ist es nicht von mir, wenn — wenn — ich gerne etwas erfahren möchte. Aber — da ich ja bald eine nahe Verwandte von ihm werde, glaubte ich, darüber reden zu dürfen."

„Weshalb denn nicht, Hilde?" Maria schwieg nachdenklich eine Weile, dann versetzte sie leise und traurig: „Ich spreche sonst mit niemand darüber. Viele Leute haben mich schon gefragt, doch ich sagte ihnen nichts. Aber dir will ich es erzählen, Hilde!" Ihre großen Augen ruhten auf der Försterstochter, die nun, ohne sich zu rühren, gespannt horchend vor ihr saß. „Der Heiner hat mir nie den Hof gemacht! Er kam nie meinetwegen in unser Haus! Wenn die Leute es glaubten, so irrten sie sich. Auch ich hatte mich getäuscht, denn anfänglich nahm ich auch an, er käme meinetwegen. Man ist leichtgläubig bei Dingen, nach denen das Herz sich sehnt. Denn ich selbst habe den Heiner sehr, sehr gern gehabt —" Sie blickte in Gedanken zur Zimmerdecke empor und fuhr fort, ohne die Hilde anzusehen: „Weshalb soll ich es dir verheimlichen, Hilde ? Es ist so: ich habe ihn sehr geliebt! Er mochte mich auch gut leiden, das weiß ich, aber wirklich geliebt hat er mich nie — nie daran gedacht, mich zu heiraten!"

Hildes Lippen bebten leicht; sie sah stumm vor sich auf den Tisch. Sie fühlte, obwohl ihr Herz viel härter war als das der Marie, daß dieses bleiche Mädel unsäglich viel gelitten haben mußte. Der Klang ihrer Stimme schnitt ins Herz. Mitleid kroch in ihre Brust.

Und noch etwas anderes bewegte sie: die Gewißheit, daß Heinrich nicht gelogen und daß er mit der Marie kein loses Spiel getrieben hatte.

„Als ich das erstemal sah, Hilde," fuhr die Lehrerstochter mit vibrierender Stimme fort, „wie hoffnungslos meine Liebe war, da glaubte ich, den Schmerz nicht überleben zu können. Doch heute habe ich ihn schon — überwunden. Nein, überwunden wohl noch nicht, aber er ist doch — erträglich geworden. Die Zeit lindert und heilt und die Gedanken werden vernünftiger. Ja ja, ich denke heute viel vernünftiger als früher —"

Ein gequältes Lächeln irrte um ihren Mund.

„Wie denkst du denn jetzt?" forschte die Hilde leise.

„Wie ich denke, Hilde? Nun, darüber dürfte ich eigentlich nicht reden!"

„Du kannst dich mir doch anvertrauen, Marie."

„Ja, das weiß ich, aber man spricht doch nicht gerne über private Geheimnisse. In unserer Kinderzeit waren wir beide Freundinnen. Nachher verlor ich dich. Seit dieser Zeit habe ich keine Freundin mehr gehabt. Nur noch einen Freund hatte ich und zwar einen sehr guten, das ist mein Vater. Hätte ich den nicht gehabt, dann wäre ich wohl verzweifelt. Denn, Hilde, es ist schrecklich, was ich allmählich erfahren habe! Mißbrauche nicht mein Vertrauen, Hilde, schweige über das, was ich dir sage —"

„O Marie, ich sage nichts. Wie könnte ich?!" versetzte Hilde fast schwärmerisch und sah das blasse Mädchen voll Erwartung an.

„Weißt du, Hilde, der Heiner braucht eine gesunde Frau, nicht wahr? Er hat eine große Wirtschaft. Ich bin nicht gesund — deshalb durfte ich ihn schon nicht heiraten. Dann ist der Heiner reich — und ich bin arm. Das paßt auch nicht recht zusammen!"

„Wenn er dich deshalb verlassen hätte, könnte ich keine Achtung mehr vor ihm haben!"

„Nein, nein, nach dem Gelde sieht er nicht, das weiß ich, aber — aber — ich rede mir das so ein, Hilde! Wenn eine Frau fast nichts mitbringt, so gibts nachher doch meist Streitigkeiten. Doch davon ganz abgesehen, Hilde, ich darf überhaupt nicht heiraten, denn ich bin doch leidend."

„Du bist nicht gesund?"

„Nein, ich werde nicht alt, Hilde. Hier in der Brust hab ichs — ich huste so viel. Als mich vorige Woche der Doktor untersuchte, da machte er ein bedenkliches Gesicht und er sagte leise etwas zu meinem Vater. Ich sollte es nicht hören, aber verstanden habe ich es doch!"

Zwei Tränen hingen glitzernd in ihren Augenwimpern und um ihre Mundwinkel zuckte es schmerzlich.

„Ist es noch nötig, daß ich dir erzähle, was der Doktor sagte?"

Die Hilde schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Es ist nicht alles Freude auf der Welt, Hilde," flüsterte die Marie. „Man muß schon viel Gottvertrauen haben, wenn manchmal die Verzweiflung heranschleicht."

Sie trocknete hastig mit dem Taschentuch ihre Augen und erhob sich rasch. Dann sah sie auf eine Uhr, die an der Wand hing und sagte:

„Es wird Zeit für mich, Hilde, denn ich will mit dem nächsten Zuge wieder zurück. Du kommst wohl erst später?"

Hilde nickte nur, sie erhob sich auch.

Als sie sich auf der Straße verabschiedeten, bat Marie noch einmal:

„Hilde, du schweigst doch über das, was ich —"

Ein Hustenanfall schnitt ihr das Wort ab und schüttelte ihren schwachen Körper.

„Ach, Marie, wie könnte ich nur darüber reden!" Sie drückte ihr warm die Hand. „Marie, ich möchte wieder deine Freundin sein!"

„Es würde mich sehr freuen, Hilde!"

Dann gingen sie auseinander.

Nach einigen Schritten blieb die Hilde stehen und sah der Marie nach, die sich eilig dem Bahnhof zu entfernte.

Arme Marie! jammerte es in ihr.

„Arme Marie!" kam es leise über ihre Lippen. Und das Mitleid packte sie.

10. Kapitel.

Das Fest der Freude war vorüber — man lebte schon geraume Zeit im neuen Jahre.

Tauwetter war eingetreten. Tagsüber hatte es geregnet und der hohe Schnee war sehr zusammengeschmolzen. Von den Wegen war er schon fast ganz verschwunden, nur eine dicke Eisschicht trotzte noch der Wärme und dem schmelzenden Regenwasser. Von den Dächern rutschten die Schneemassen polternd und klatschend herab und türmten sich zu großen Haufen auf neben den Häusern.

Graue Nebelschwaden hingen an den Berghängen. Die Sieg hatte ihren Eispanzer längst gesprengt und klatschte mißmutig ihre Wellen an die Ufer.

Obwohl es erst gegen fünf Uhr nachmittag rückte, lag die Gegend schon in einem dämmerigen Halbdunkel.

(Fortsetzung folgt)

Der Untergang der „Anna Christine"

Skizze von Hildegard Tauscher

Von fremden Gestaden fegt wild der Sturm. Kommt über Meere und Länder. Peitscht zerrissene Wolken vor sich her, hell und dunkel. Stört in ihrem Flug die Möwen, daß sie kreischend ziellos hin und her flattern mit unruhigem Flügelschlag. Wirbelt die gelben Blätter zu tollem Spiel. Jagt die Wellen, daß sie schäumen in rasendem Zorn.

Da ist es, daß die „Anna Christine" sich rüstet zu ihrer letzten Fahrt. Tückisch ist die Bucht bei solchem Wetter und einem Hexenkessel gleich, wenn der Sturm bald von dieser, bald von jener Ecke kommend die Schiffe angreift in Siegesübermut.

Peter Freese zieht den Südwester tiefer in die Stirn, sieht prüfend gen Himmel und dann auf sein Boot. Die „Anna Christine" hat schon andere Stürme bestanden, denkt er, die ist gefeit gegen jedes Wetter. Doch daß sie alt geworden ist in den langen Jahren, die er sie fährt, bedenkt er nicht.

Rrrr, Klas Behncke setzt das Großsegel. Blond und jugendstrahlend. Was schert mich das bißchen Wehen, denkt er. Rrrr. Der stählerne junge Körper biegt sich elastisch beim Ziehen. Rrrr, spätestens am Donnerstag sind wir zurück, und Sonntag ist Hochzeit. Hurra! Rrrr — das soll ein Leben werden, wenn erst die Kathrin mein Weib ist. Und wenn dann die Kinder kommen, lauter Jungens müssen es werden, die sollen zur See, oder auch studieren sollen sie. Immer kräftiger fährt der Wind in die Segel. „Kaptain, wi möt woll n'beten reffen? — Drei Schlag — Jawoll, Kaptein!" —

Lute Blanck ist der älteste von den dreien. Er ist schon mit dem alten Freese gefahren, auf der „Meta". Und seit 20 Jahren ist er nun auf der „Anna Christine". Er hat nicht gelacht, als er den Himmel ansah. Er hat Peter Freese sogar abgeraten, den Auftrag anzunehmen, für den Großkaufmann Petersen die Last Getreide zu holen. Doch als Peter Freese ihn ein wenig höhnisch fragte, ob er sich etwa fürchte, da ist ihm angst geworden, daß er am Ende zu alt geworden sei. Und eine Bangbüx wollt' er sich nicht schelten lassen. Da hat er geschwiegen und sich gefügt.

Am Hafen steht allerlei Volk. Schuljungen, Fischer mit schwerem, breitem Gang und auch die Angehörigen der von der „Anna Christine".

„Na, adjüs Mudder, Dunnerstag sind wi all trück!" Sie sind so oft geschieden, Peter Freese und seine Frau, da werden keine Worte weiter gemacht.

Lute Blanck hat keine Verwandten. Seine Frau ist ihm lange gestorben, und die Kinder sind in der Fremde, in Hamburg und noch weiter. Aber er kennt die ganze Stadt und nickt denen am Strande zu. Sonst, wenn er ausfuhr, hat er zuweilen gedacht, es wäre doch schön, jemanden zu haben, der auf einen wartet, wenn man auf Fahrt ist, und der sich danach sehnt, daß man zurückkommt. Diesmal ist es ihm fast eine Erleichterung, daß er von niemandem besonders Abschied zu nehmen braucht.

Klas Behncke strahlt über und über. Denn am Strande steht auch seine Kathri., Fischer Hansens Tochter, rotbäckig und kräftig. „Leb wohl, Kathrin, mach man allens fertig, bis ich kumm, adjüs, adjüs!"

Nun ist alles zur Abfahrt bereit. Peter Freese faßt das Steuer, die Segel bedient Lute Blanck, und Klas Behncke steht am Heck und winkt und winkt, jubelnd vor Glück und Jugend.

Und immer kleiner wird die „Anna Christine", und immer heftiger fährt der Wind in die Segel. Bald ist nur noch das braungeteerte Segel zu sehen, und langsam verteilen sich die Leute am Strande. Nur einige Fischer gehen langsam und schwer noch eine Weile auf und ab am Hafen, die Pfeife im Munde. Hin und wieder fällt ein Wort, eine Bemerkung. Dann schweigen sie lang und beschließen endlich, im Laden des Kaufmannes Jakobsen einen kleinen Köm zu heben. Bei diesem Wetter. — —

Es geht der Tag dahin wie viele andere vorher und auch die Nacht und ein neuer Tag. Der Sturm hält an, nimmt eher zu an Stärke und Gewalt. Aber die zweite Nacht nach der Ausfahrt der „Anna Christine", die hat die Kathrin Hansen ihr ganzes Leben nicht vergessen. In jener Nacht ist auch die tiefe Falte in ihre Stirn gekommen, die sie so ernst macht und alt.

Zeitig hat sie sich müde von all dem Nähen und Festvorbereiten ins Bett geleat und ist eingeschlafen, traumlos und tief wie immer sie zu schlafen pflegt. Doch plötzlich wacht sie auf vom schweren Klopfen ihres Herzens. Draußen pfeift der Wind. Balken krachen und ächzen. Zuweilen zwischen zerrissenen Wolken kommt ein Mondstrahl durchs Fenster. Zum ersten Male seit ihrer Kindheit fühlt die Kathrin Furcht.

Und wie sie aufhorcht, hört sie schleppende Schritte die Stiege heraufstrappen. Langsam, Stufe auf Stufe, immer näher. Nun ist es oben, über die knarrenden Bretter kommt es auf ihre Türe zu. Nun faßt es an die Klinke. Hilf Gott, die Tür, die sie am Abend verriegelt, öffnet sich, kreischend in ihren Angeln, und langsam herein in die Kammer tritt Klas Behncke. —

Warum freut sich nicht die Kathrin, ihren Liebsten bei sich zu haben? Warum liegt sie schwer atmend in kaltem Schweiß gebadet, unfähig, sich zu rühren? Und warum steht ihr Klas da mit so ernstem Gesicht, warum kommt er nicht näher, warum schaut er auf sie so unsagbar traurig? Warum hängen ihm die blonden Haare naß in die Stirn? Warum hat er den Oelmantel an, den er sonst nur auf See zu tragen pflegt? Und was bedeuten die roten Striemen an seiner Hand?

Kein Wort sagt Klas Behncke. Er schaut nur lange auf die Kathrin mit Augen, wie sie nie zuvor bei ihm gesehen. Dann wendet er sich um — langsam, wie er gekommen, geht er wieder.

Und auch kein Wort bringt das Mädchen über die Lippen. Es hört die tappenden Schritte über die Balken gehen, die Stiege hinunter, hört die Haustür zuschlagen, und nichts bleibt, als das dumpfe Schlagen des Herzens. Der Mond verschwindet wieder hinter einer Wolke . . .

Nur wenige Minuten dauerte das alles. Der Kathrin scheinen Jahre vergangen zu sein. In ihrem Innern ist etwas zersprungen, etwas was vordem ihr höchstes Glück ausmachte. Sie weiß nun, daß sie ihren Klas niemals wiedersehen wird, daß die See ihn ihr genommen hat. Keine Träne kommt, keine Trauer fühlt sie. Schauerndes Entsetzen lähmt ihr die Glieder und alle Gedanken. So liegt sie die ganze, lange Nacht.

Erst als beim Morgengrauen an der Tür sie die Wasserlache erblickt, schreit sie gellend auf und sinkt zusammen in lautem Klagen. —

An diesem Morgen sieht der Lotse Bumann von seinem Ausschau etwas aufragen aus der See, das ihn verwundert. Und als er sein Fernglas nimmt, sieht er eine Mastspitze und eine Menschenhand.

Der Sturm ist vorbei. Langsam geht das Wasser zurück, das in den Sturmestagen zu ungewöhnlicher Höhe gestiegen war. Der Lotse rudert mit seinem Gehilfen hinaus zu jener Stelle. Da findet er die „Anna Christine", die sinkend auf Grund geraten ist. Oben an die Spitze des Mastes hat sich Klas Behncke angebunden in letzter Verzweiflung. Aber auch über ihn sind die Wellen gegangen, auf und ab, die ganze Nacht. — —

Grau und regnerisch kommt der Sonntag. Der Sonntag, an dem Klas Behncke und Kathrin Hansen Hochzeit halten wollten. Der Sonntag, auf den sie sich gefreut hatten seit Monaten.

Erst haben die Kirchenglocken geklungen über der Stadt und die Gläubigen ins Gotteshaus gerufen. Dann hebt es wieder an zu läuten, eintönig, dumpf und trostlos traurig — die Sterbeglocken. Die Wolken drücken die Töne nieder auf die Stadt, daß sie in alle Winkel kriechen.

Ein langer, langer Zug von ernsten Männern bewegt sich langsam durch die Straßen und Gassen der kleinen Stadt. Und an den Fenstern stehen traurige Frauen mit verweinten Augen und schauen ihnen nach. Selbst die Kinder können heute nicht so spielen wie sonst. Sie hocken zusammen mit furchtsamen, ernsthaften Gesichtern und reden über das Geschehen, wie sie es von den Großen vernommen. —

Nun tropft nasser Nebel über Land und Meer. Wie immer ziehen an jedem Morgen die Fischer aus zum Fang, und lang hallen die regelmäßigen Ruderschläge zum Ufer hinüber. In der Stadt nimmt das Leben wieder seinen gewohnten Lauf. Nur manchmal, wenn jemand einer dunkel gekleideten, traurigen jungen Frauengestalt begegnet, wird die Erinnerung lebendig an die drei von der „Anna Christine", die in einem Sturm Opfer des Meeres wurden.